



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sybel über die Gründung des Reiches.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Arbeiter, die kamen und gingen: für die Erntezeit, für das Hopfenpflücken, für die Heuernte, für die Weinlese oder das Krautschneiden; dieses ziehende Volk bleibt jetzt vielfach aus. Aber wenn auch deutsche Dienstboten ins Land gebracht würden, so würde doch das fortwährende „Wandeln,“ wie man in Lothringen den Pacht- oder Dienstwechsel nennt, unausbleiblich eintreten, und zwar schon wegen der voraussichtlichen Verfeindung mit den einheimischen Dorfleuten. Für die Gutsbesitzer wie für die deutsche Sache wäre damit sehr wenig gewonnen. Die größern Gutsbesitzer würden sehr bald genötigt sein, durch Verpachtung von Häusern oder kleinerm Besitz sich den Bedarf an jederzeit bereiten Hilfskräften dauernd zu sichern.

Man sieht, daß sich für Grundbesitzer, die die Güter selbst bewirtschaften wollten, gar bald bedeutende Schwierigkeiten ergeben würden, denen nur durch einen Nachschub aus der Heimat und durch dessen Seßhaftmachung wirksam begegnet werden könnte.

Diese Verhältnisse weisen auf eine Lösung hin, wie sie in Preußen für die östlichen Provinzen versucht wird.

(Schluß folgt)



Sybel über die Gründung des Reiches



achdem uns Heinrich von Sybel vor einigen Jahren in seiner Darstellung der „Revolutionzeit von 1789 bis 1800“ den Zerfall des heiligen römischen Reiches deutscher Nation geschildert hat, giebt er uns jetzt die beiden ersten Bände eines Werkes, das gewissermaßen die Fortsetzung dieser historischen Arbeit und in seinem Inhalte das Gegenstück dazu bilden wird. Es nennt sich Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. (München und Leipzig, R. Oldenbourg) und ist, wenn sich das frühere schon durch ausgedehntes und gründliches Quellenstudium auszeichnete, insofern noch wertvoller, als dem Verfasser dabei der Einblick in die preußischen Staatsakten in weitem Umfange gestattet war, indem er vom Reichskanzler im März 1881 die Erlaubnis erhielt, dazu die Bestände der Staatsarchive sowie der Registratur des Auswärtigen Amtes zu benutzen, „eine kaum absehbare Fülle des trefflichsten Materials, ministerielle Erlasse und Berichte der Gesandten,

Sitzungs- und Konferenzprotokolle, Telegramme und Korrespondenzen aller Art, zahlreiche Notizen der fremden Mächte, wichtige Kammerverhandlungen und Zeitungsausschnitte, alles wohlgeordnet. Erwünschte Ergänzungen lieferten die Akten des Staatsministeriums, des großen Generalstabs, mündliche Mitteilungen der an den Ereignissen mitwirkenden oder ihnen nahestehenden Personen, sowie für die gegnerische Politik die alten Archive von Hannover, Kurhessen und Nassau.“

Verbürgt das nun die volle Wahrheit? Ist damit das Ideal dessen erreicht, was die Kunst des Geschichtsschreibers an Material bedarf? Sybel sagt: „Es war damit für den größten Teil meiner Arbeit die Möglichkeit gegeben, nach den Dokumenten selbst, die im Gange der preussischen Aktion erwachsen waren oder denselben bestimmt hatten, die Geschichte jener Jahrzehnte zu schreiben. Auf das genaueste ließ sich jede Wendung der preussischen Politik, in den entscheidenden Krisen oft Tag für Tag, ja zuweilen Stunde für Stunde verfolgen.“ Das wäre gewiß viel und würde das Gefühl stolzer Schöpferkraft rechtfertigen, mit dem der Verfasser fortfährt: „Ich glaube es aussprechen zu dürfen, daß nach so zahllosen unvollständigen, halbahren oder unwahren Darstellungen hier ein treues und umfassendes Bild der preussischen Bestrebungen gegeben wird. Man wird überrascht sein, wie viele bedeutende Momente in diesem Zusammenhange zum erstenmale an das Licht treten oder doch in neuer Beleuchtung erscheinen.“ Wenn sich nur gegen den Wert mancher von diesen zahlreichen Quellen und ihre Benutzung nicht einiges einwenden ließe. Es ist viel, was dem Verfasser des Werkes zu Gebote gestanden hat, sehr viel mehr als das, was andre vor ihm haben benutzen können, aber dennoch nicht alles, was notwendig gewesen wäre, um Superlative wie „auf das genaueste“ und ihre Anwendung auf „jede Wendung der preussischen Politik“ zu rechtfertigen. Dazu wäre zunächst erforderlich gewesen, daß der Verfasser nicht bloß die preussischen Archive und einige von den gegnerischen, sondern auch die übrigen hätte benutzen dürfen; denn „ihr sollt sie billig hören beede.“ Dann aber, hat er von den für sein Unternehmen wichtigen preussischen Dokumenten alles gesehen, auch die Sekreta und Sekretissima, und, war das der Fall, hat er alles für sein Buch zu verwenden Erlaubnis gehabt? Wir brauchen wohl kaum Gründe dafür anzugeben, wenn wir das stark bezweifeln. Das Material also, mit dem er gearbeitet hat, wird allerdings reich, aber bei aller Fülle unvollständig, und zwar für sehr wichtige Fragen unvollständig gewesen sein. Dazu kommt noch ein Punkt, über den wir keinen Geringern, als den Fürsten Bismarck Kritik üben lassen wollen. Sybel spricht, wenigstens mittelbar, von seinem Material, als ob es etwa von gleichem Werte wäre, wie Rankes venezianische Gesandtschaftsberichte. Der Bundeskanzler aber äußerte sich*) am 22. Februar 1871

*) Vgl. Graf Bismarck und seine Leute von Moritz Busch, 7. Auflage, S. 626 ff.

in Versailles über Gesandtschaftsberichte und deren Verwertung für historische Zwecke: „Es ist größtenteils Papier und Tinte darauf. Das Schlimmste ist, wenn sie lang machen. Sa, bei Bernstorff, wenn der jedesmal ein solches Ries Papier schickt mit veralteten Zeitungsausschnitten, da ist man gewohnt. Aber wenn ein anderer einmal viel schreibt, da wird man verdrießlich, weil doch in der Regel nichts drin ist. — Wenn sie einmal Geschichte schreiben darnach, so ist nichts Ordentliches daraus zu ersehen. Ich glaube, nach dreißig Jahren werden ihnen die Archive geöffnet, man könnte sie viel eher hineinschauen lassen. Die Depeschen und Briefe sind, auch wo sie einmal was enthalten, solchen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich. Wer weiß da nach dreißig Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte? Und wer kennt die Personen allemal näher, von denen er berichtet? Man muß wissen, was der Gortschakoff oder was der Gladstone oder Granville mit dem gemeint haben, was der Gesandte berichtet. Eher sieht man noch was aus den Zeitungen, deren sich die Regierungen ja auch bedienen, und wo man häufig deutlicher sagt, was man will. Doch gehört auch dazu Kenntnis der Verhältnisse. Die Hauptsache liegt aber immer in Privatbriefen und konfidentiellen Mitteilungen, auch mündlichen, was alles nicht zu den Akten kommt.“ Er führte dann eine Anzahl von Beispielen an und schloß: „Das erfährt man nur auf vertraulichem Wege und nicht auf amtlichem.“ Manches hiervon fällt allerdings bei Sybel weg, da sich ihm die Archive nicht erst nach dreißig Jahren aufgethan haben, er also den Berichterstattern und ihren Gegenständen näher stand, als er sich mit ihnen beschäftigte, und da ihm, wie mehrfach ersichtlich ist, auch mündlich und zwar anscheinend vom Reichskanzler selbst Mitteilungen und Aufschlüsse zugekommen sind. In Betreff der Verarbeitung des Materials aber wird man von vornherein zweifeln dürfen, ob es überhaupt jemand möglich ist, über eine Zeit, in der wir noch mit dem einen Fuße stehen, und über Personen, die wir noch neben und über uns sehen, so frei und unbefangen zu reden, wie in etwa fünfzig Jahren. Der Verfasser ist ferner eingeständenermaßen nicht bloß Geschichtsschreiber, sondern auch Parteimann gewesen, „an keiner Stelle des Buches“ hat er „seine preussischen und nationalliberalen Überzeugungen verleugnet.“ Er hat endlich wohl auch die Verpflichtung empfunden, den Voraussetzungen bestens zu entsprechen, unter denen ihm das amtliche Material anvertraut wurde, d. h. nach Möglichkeit zu billigen und zu loben, und dabei könnte Dankbarkeit mehr gethan haben, als vom Standpunkte der reinen geschichtlichen Wahrheit gestattet ist.

Wir heben das alles aber nur hervor, um zu verhüten, daß man in dem Sybelschen Werke das Ideal der Darstellung unsrer neuesten Geschichte zu finden erwarte. Das ist es nicht und konnte es nicht werden. Wohl aber ist es bis jetzt das beste Buch seiner Art. Das immer noch lückenhafte, aber

sehr reichhaltige Material ist mit größtem Geschick, mit wahrer Künstlerhand verarbeitet, nicht mit der warmen Farbe und der epischen Breite, die wir an Treitschkes entsprechenden Darstellungen wohlthuend empfinden, sondern kühler, knapper, mehr Plastik in Marmor, aber im großen und ganzen verständiger, parteiloser und zuverlässiger. Namentlich thut es wohl, daß Sybel allenthalben zu vermeiden bestrebt ist, Irrtümer und Mißgriffe der Partei, der er angehört, zu verhüllen und zu beschönigen, und daß er sich anderseits bemüht, das Thun und Lassen der Gegner billig, d. h. nach den geschichtlichen Voraussetzungen ihrer Stellung zu beurteilen, sie also nicht als Dummköpfe oder schlechte Gefellen aufzufassen. Verschweigt er manches, läßt er einige Stellen dunkel, so fällt durch sein Buch, soweit es vorliegt, doch auf nicht wenige Punkte mehr Licht, als durch alles, was sie bisher aufzuhellen bestimmt war. Wir können, um das zu zeigen, nicht seiner ganzen Erzählung in den beiden Bänden ins einzelne folgen, sondern müssen uns begnügen, einen kurzen Überblick über deren Gang zu geben, das Wichtigste, was darin neu ist, hervorzuheben und einige Charakterbilder herauszunehmen, die uns besonders gelungen zu sein scheinen.

Das erste Buch des ersten Bandes beginnt mit einleitenden Rückblicken auf die älteste Zeit der Deutschen und das heilige römische Reich, denen sich Betrachtungen über die Entwicklung Oesterreichs und Preußens, die Fremdherrschaft zwischen der Entstehung des Rheinbundes und der Vertreibung Napoleons durch die Befreiungskriege, die ersten Jahre des Bundestages, dann ein Kapitel über die Einwirkungen der Julirevolution und zuletzt ein Charakterbild des Königs Friedrich Wilhelm IV. anschließen. Wir begegnen hier allenthalben wohlbegründeten Urteilen, übersichtlicher Gruppierung der Thatsachen, feinen Bemerkungen, erfahren aber wenig Neues, und dem, was über die süddeutschen Landtage und die burschenschaftliche Bewegung gesagt wird, ziehen wir die Schilderungen Treitschkes als anschaulicher vor. Meisterhaft dagegen ist das Bild des romantischen Preußenkönigs gezeichnet, das wir, soweit es in die Zeit vor dem ersten Versuch der Deutschen, zur Einheit zu gelangen, fällt, in seinen Hauptzügen wiedergeben. Seine Ergänzung findet man in den folgenden drei Büchern, von denen das eine von den Anläufen dieses Versuchs durch die Parteien und Vertreter des Volkes, das nächste vom Scheitern desselben und das dritte von dessen Wiederholung im engeren Rahmen durch die preussische Regierung erzählt. Friedrich Wilhelm wird von Sybel etwa folgendermaßen charakterisirt: Hochbegabt mit Anlagen und Interessen jeder Art, durch seine Erzieher auf religiöse, ästhetische und intellektuelle Entwicklung gerichtet, erschien er als Erwachsener kenntnisreich und geschmackvoll, von sprudelndem Geist, dabei sittenrein, gefühlsweich und leicht erregbar, immer aber enthusiastisch bei jeder hohen Aufgabe und erfüllt von warmem Vertrauen auf Gott und die Menschen. Hatte er eine Überzeugung gewonnen, so stand

sie unerschütterlich in seinem Innern fest; kam er jedoch in den Fall, sie praktisch durchzusetzen, so scheute er leicht vor Durchbrechung der Hindernisse zurück, aber wenn er dann für den Augenblick zu verzichten schien, blieb er doch bei seinem Sinne und nahm bei erster Gelegenheit den mißlungenen Versuch wieder auf. Seine Willenskraft war mehr passiv als aktiv, mehr zähe als energisch, sein Handeln stets weniger durch praktischen Verstand als durch Herzenswärme und allgemeine Doktrinen bestimmt. Auffallend trat bei ihm, dem Hohenzollern, der militärische Sinn zurück. Seine Generale klagten, daß er bei Revuen und Paraden ohne rechte Liebe zur Sache sein kriegsherrliches Geschäft erledige. Ritterlicher Sport galt ihm wenig, „er hat zu viel Nerven, zu wenig Muskeln,“ meinte ein alter Reiteroberst. Dagegen ging dem König das Herz auf, wenn er mit Meisterhand Zeichnungen von Landschaften entwarf, Risse von Bauwerken zu Papier brachte oder den Figuren alter Kirchenmusik lauschte. Dann war er von einer Liebenswürdigkeit, die die bedeutendsten Geister der Zeit unwiderstehlich an ihn fesselte. So Cornelius, so Rauch und so Humboldt. Ranke sagte einmal inmitten eines Kreises berühmter Gelehrten von ihm zu dem Könige Max von Baiern: „Er ist mein Meister, er ist Ihr Meister, er ist unser aller Meister.“ Die Vertrauten des Königs bei seinen politischen und kirchlichen Entwürfen, die Gerlach, Bunsen, Radowiz, standen bis an ihr Ende unter der Herrschaft seiner bezaubernden Persönlichkeit. Mit der bunten Fülle seiner Phantasie und dem unerschöpflichen Flusse seiner Gedanken war der König ein Meister der Rede in Ernst und Scherz, stets fand er für seine ästhetischen, religiösen oder politischen Betrachtungen ein treffendes oder doch blendendes Wort, und verwunderlich dünkte manchem die Leichtigkeit, mit der er gelegentlich aus dieser Sphäre idealer Begeisterung plötzlich in das Gebiet des Berliner Volkswizes hinabsprang und auch hier Talent entwickelte. Das ungefähr war das Wesen des Königs, wenn man von seiner politischen Stellung und Richtung absah. Von dem Politiker sagt der Verfasser nicht weniger treffend: „Als Knabe vor dem Kriegsfürsten der französischen Revolution bis in den letzten Winkel des Staates geflüchtet, hatte er den Abscheu gegen die Revolution und die Abneigung gegen Frankreich für das Leben eingefogen. Wie viele seiner Zeitgenossen, hatte er auch in dem Glende der Gegenwart den Blick auf eine schönere Vergangenheit zurückgelenkt, auf die gewaltigen Kaiser, die ehrwürdigen Prälaten, die ritterlichen Fürsten und Herren, vor deren Heldentum einst halb Europa gezittert hatte. Als dann 1813 das Waffenbündnis zwischen Österreich und Preußen die deutschen Heere zum Siege und alle deutschen Fürsten zum neuen Bunde führte, reifte bei ihm der Entschluß, Österreichs Bruderhand für immer festzuhalten und unter allen Umständen treu und uneigennützig das Seine zu thun, um des heiligen Reiches Glanz und Hoheit zu erneuern. Unbedenklich dürfen wir annehmen, daß er damals die Wünsche Steins und Hardenbergs zur

deutschen Verfassungsfrage mit voller Sympathie begleitete, jene Anträge auf Österreichs höchsten Ehrenrang, Preußens zunächst wichtige Stellung [sein König sollte Bundesfeldherr sein], auf die Kreisobersten als Kriegsherren und Reichsregierung, die übrigen Fürsten und Dynasten als glänzende Reichsverammlung. Ein Reichsregiment also in mehrfacher Abstufung der obrigkeitlichen Gewalt, so jedoch, daß jedes Mitglied desselben in seinem Wirkungskreise die volle Weihe des gottbegnadeten Fürstenamtes besäße." Über diese Weihe, den Kern und Grund aller politischen Anschauungen Friedrich Wilhelms, dachte er wie früher de Maistre. Gott war ihm der Schöpfer des Staates, und zwar meinte er, Gott vollziehe sein Werk in der Weise, daß er einen Einzelnen und dessen Geschlecht mit der Kraft zu herrschen ausrüste, und daß sich um diesen hochragenden Stamm dann die dienenden Genossen gruppirtten. Eine solche von Gott eingesetzte Souveränität möge darauf den Unterthanen einzelne Rechte einräumen, die aber, nur auf diesem Wege entstanden, segensreiche Dauer gewannen, während sie, erzwungen, sich selbst und den Staat zerstörten. Neben die großen Königsfamilien setze Gott dann eine Anzahl kleinerer, aber ähnlich ausgezeichneten Geschlechter, die fortan die breitere politische Entwicklung des Volkes bestimmten. Friedrich Wilhelm war, despotischer Willkür abgewandt, sehr geneigt, sowohl seinen Unterthanen einzelne Rechte zu erteilen als den „kleinern Herrscherfamilien," den adlichen Herren, fürstliches Walten in ihren Kreisen zu gestatten; nur erschien ihm dabei als erste Pflicht die Behauptung der ihm und seinem Hause von Gottes Gnaden angewiesenen Stellung hoch über der übrigen Menschheit. Die Krone strahlte ihm in mystischem Glanze, ihr Träger handelte nach himmlischer Eingebung. 1844 sagte er zu Bunsen: „Ihr alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung; aber es giebt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nur erst als König erfahren habe." Man sieht, diese Vorstellungen wiederholten einerseits die mittelalterliche Anschauung vom Kaisertum als eines heiligen Amtes und näherten sich anderseits den Meinungen der altständischen Partei in Preußen. Ergänzt und abgeschlossen aber wurde ihr Kreis durch die religiöse Überzeugung des Königs. „Tief durchdrungen von der Notwendigkeit und Erhabenheit der Heilswahrheiten der christlichen Kirche, drängte es ihn [gegen die grammatische Regel, aber wir zitiren], den Verwaltern derselben eine würdige und unabhängige Stellung zu geben und sie von der lästigen Einmischung der profanen Staatsbehörden zu befreien. In dieser Gesinnung beeilte er sich, den Streit mit dem Vatikan gegen einige Einräumungen in den Personalfragen durch vollständige Nachgiebigkeit in der Sache zu beenden, und fort und fort trug er den Gedanken in der Seele, die bischöfliche Würde auch in der evangelischen Kirche nicht bloß als Ehrentitel, sondern mit voller Amtsgewalt wieder herzustellen und dann sich jeder positiven Einwirkung auf das Kirchenregiment zu enthalten, umso kräftiger aber

als Schirmvogt der Kirche sie vor jedem Angriffe durch keizerliche oder antichristliche Elemente zu schützen.“

Fassen wir das zusammen, so ging Denken und Wollen des Königs dahin, daß er an der von Gott verordneten königlichen Unbeschränktheit in Sachen der Staatsverwaltung unbedingt festhielt, aber zugleich diesen Kreis seines Wirkens zu Gunsten unabhängiger Kirchenbehörden, adlicher Lokalgewalten und persönlicher Rechte der Bürger enger zu ziehen gedachte. Die einförmige, straff zentralisirte, überall sich eindringende Bureaokratie war ihm gründlich zuwider, da er meinte, sie lasse keine Mannichfaltigkeit der Einrichtungen und keine fruchtbare persönliche Einwirkung des Herrschers aufkommen. Mit dieser Denkart, diesen Vorzügen trat er in eine Zeit hinaus, in der die Mehrheit der an politischen Dingen teilnehmenden Preußen (Sybel sagt „eine gewaltige Mehrheit der Bevölkerung“) ungeduldig volle Teilnahme an dem öffentlichen Wesen verlangte, die stimmführende Litteratur sich gegen jede überlieferte Autorität in Staat und Kirche skeptisch und kritisch verhielt und Beschränkung der monarchischen Gewalt durch allgemeine Rechte und Freiheiten, nicht aber durch Begünstigung der Aristokratie und Hierarchie wünschte. „Dem allen stand der König gegenüber wie der Sohn einer vergangnen Zeit, der Bürger einer andern Welt, der Redner in einer andern Sprache. Es fiel dies um so schwerer ins Gewicht, als er nach seinem individuellen und königlichen Selbstbewußtsein durchaus ein persönliches Regiment führte, seine Minister in strenger Abhängigkeit von seinem Willen erhielt und auch andern Vertrauten nur so weit Einfluß verstattete, als sich ihre Vorschläge innerhalb seines Gedankenkreises bewegten. Man darf es aussprechen: die geschichtliche Verantwortung für alle wesentlichen Akte seiner Regierung gebührt ihm und ihm allein.“

Das zweite Buch bespricht zunächst in einem Kapitel mit großer Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit die Märzrevolution von 1848, dann die damaligen Parteien, worauf ein dritter Abschnitt die Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche und den Reichsverweser charakterisirt und in ihren ersten Handlungen verfolgt. Ein viertes Kapitel erinnert an die Verwicklungen, die dem Niedergange des hier versuchten Werkes vorausgingen und dessen schließliches Mißlingen einleiteten, über das dann im dritten Buche berichtet wird. Das vierte beschäftigt sich mit der preußischen Union, dem Dreikönigsbündnisse, dem Gegenbunde, der russischen Einwirkung auf die Entwicklung der Dinge und der Krisis bis zur Sendung des Grafen Brandenburg nach Warschau. Alles wird mit Meisterschaft erzählt und entwickelt, und häufiger als in den frühern Partien begegnen wir Mitteilungen und Urteilen, die auf die gründliche Kenntnis der Hergänge schließen lassen, welche dem Verfasser sein Studium der preußischen Archive verschaffte. Interessant, wenn auch in einigen Zügen wohl mangelhaft in den Schatten, sind die Porträts Gagerns und des Generals und Ministers von Radowig. Über den „Jupiter der Paulskirche,“

Bismarcks „Phrasengießkanne,“ wolle man Sybel selbst nachlesen. Von Radowiz wollen wir ihm Folgendes nacherzählen. Von Kassel, wo Radowiz als Lehrer der Kriegswissenschaften gewirkt hatte, nach Berlin übergesiedelt, erwarb er sich durch begeisterte Hingebung und christliche Glaubenswärme die Zuneigung des Königs, den es nicht störte, daß Radowiz ein eifriger Katholik war, sonst war er „ein stets ernst blickender Mann von stark ausgeprägten Gesichtszügen, festem und gemessenem Auftreten; immer Herr über seine Affekte, gedankenvoll und kenntnisreich, im Besitze eines wahrhaft encyclopädischen, wenn auch hie und da dilettantischen Wissens, ein Gelehrter gleich sehr auf mathematischem und geschichtlichem, theologischem und archäologischem Gebiete, dabei höchst bewandert in den adlichen Wissenschaften, der Genealogie, der Wappen- und Siegelkunde. Er war ein Meister sowohl der Konversation als der Rednerbühne; hier und dort sprach er stets nur nach gründlicher Vorbereitung, dann aber mit dem ganzen Gewichte des fertigen Gedankens, der geschlossenen Form und der zugeschliffenen Schärfe, sodaß er in der Paulskirche sehr bald zu den gefeiertsten und von allen Parteien beachteten Rednern gehörte. Stets aber liebte er, lange zu schweigen, dann in der Rede erraten zu lassen, wie viel Ungeahntes noch hinter dem ausgesprochenen Worte liege, und dadurch die Spannung der Hörer zu erhöhen. So imponirte er, wo er auftrat, gewann aber nicht leicht das Vertrauen weiterer Kreise. Die preußischen Liberalen hegten Argwohn gegen den Katholiken, der in allen kirchenpolitischen Fragen die Begehren der ultramontanen, sonst in Frankfurt stets großdeutschen und preußenfeindlichen Partei vertrat. Vollends die Konservativen und Feudalen wußten sich die Absichten des Mannes nicht zu reimen, der in Frankfurt zur äußersten Rechten gehört hatte und jetzt in Berlin als Freund des Königs eine entschieden liberale Richtung in den deutschen Angelegenheiten verfolgte.“ Mit schweren Bedenken sahen alle, als er Minister wurde, diese undurchdringliche Persönlichkeit den größten Einfluß auf die Leitung der preußischen Politik gewinnen. „Die nähern Genossen seines damaligen Wirkens aber haben ihn bis an seinen Tod als einen ebenso edeln Charakter wie bedeutenden Geist und vor allem als zuverlässigen preußischen Patrioten verehrt, der planmäßig und entschieden die großen Ziele der deutsch-preußischen Entwicklung verfolgt habe. Wir wollen gegen die Reinheit seiner Absichten nichts einwenden. Gewiß ist aber, daß ihm zum leitenden Staatsmanne bei allem sonstigen Talent und Wissen das eine so bescheidene und doch so große Erfordernis fehlte, der praktische Verstand, der seine Ziele nach den verfügbaren Mitteln zu wählen und seine Mittel der Erreichung des vorausgesetzten Zieles anzupassen versteht.“

Vergleichen wir damit, was Bismarck (bei Busch) über Radowiz bemerkt, so stimmt es nur teilweise zu dem Sybelschen Bilde, jedenfalls spricht Bismarck nicht im Tone der Bewunderung, sondern mit einem starken Anfluge von Spott

über ihn. Das einermal äußert er: „Man hätte sich vor Unmüß mit der Armee eher in Positur setzen müssen, und daß das nicht geschehen ist, ist seine Schuld. Statt an Rüstungen zu denken, beschäftigte er den König mit Verfassungskleinigkeiten, einer Wetterauer Grafenbank und andern mittelalterlichen Scherzen, mit Etikettesachen und dergleichen mehr. Einmal hatten wir Nachricht, daß Österreich in Böhmen achtzigtausend Mann zusammenzöge und viele Pferde kaufe. Man sprach davon beim Könige, und Radowiz stand dabei. Plötzlich trat er mit der Miene des Bestunterrichteten heran und sagte mit hohen Augenbrauen: Österreich hat in Böhmen 22 493 Mann und 2003 Pferde. Sprachs und drehte sich mit dem Bewußtsein um, wieder einmal imponirt zu haben.“ Ein andermal sprach der Bundeskanzler davon, wie eingeweiht Radowiz in Fragen alter Moden und Trachten gewesen sei. „Der gab — sagte er — über alles mögliche Auskunft, und damit erzielte er einen großen Teil seiner Erfolge bei Hofe. Er wußte genau, was die Maintenon oder die Pompadour an dem oder jenem Tage getragen hatte. Die hatte das und das um den Hals, sie trug einen Kopfsputz von Kolibris oder Weintrauben, sie hatte ein perlgraues oder papageigrünes Kleid an, mit den oder den Falbeln oder Spitzen, ganz genau, wie wenn er dabei gewesen wäre. Die Damen waren ganz Ohr über diese Toilettenvorlesung, die ihm so fließend abging.“ Die Rednergabe des Generals charakterisirte er folgendermaßen: „Ein Potsdamer Bürger und Hausbesitzer erzählte mir einmal, daß eine Rede von Radowiz ihn tief gerührt und ergriffen hätte. Ich fragte ihn, ob er mir eine Stelle sagen könnte, die ihm besonders zu Herzen gegangen oder besonders schön vorgekommen wäre. Er wußte keine anzugeben. Ich nahm darauf die Rede her und erkundigte mich bei ihm, welches die rührende Stelle wäre, indem ich das Ganze vorlas, und da ergab sich, daß gar nichts der Art darin stand, weder was Rührendes noch was Erhabenes. Es war eigentlich immer nur die Miene, die Stellung des Redners, die ausah, als spräche er das Tiefste, das Bedeutendste und Ergreifendste — der Denkerblick, das andächtige Auge und die Stimme voll Klang und Gewicht. Mit Waldeck wars ähnlich, obwohl der kein so gescheiter Mensch und keine so vornehme Erscheinung war. Bei dem wars mehr der weiße Bart und die Gesinnungstüchtigkeit.“ Auch über die „Reinheit seiner Absichten,“ gegen die Sybel nichts einwenden „will,“ schien der Bundeskanzler Zweifel zu hegen.

